

Partizipation als Basis für gelingendes Lernen und Leben

Wer nicht hinterfragt, bleibt dumm

Was muss ein Kind bei der Einschulung alles können? Die Liste ist lang – und oft unsinnig. Unsere Autorin ist Kita-Leiterin und vom offenen, partizipatorischen Konzept überzeugt. Sie sagt: Auch wenn die Kita ihren Fokus nicht auf das System Schule legt, sind die Kinder trotzdem bereit.

KERSTIN KREIKENBOHM



Die Kita als Zulieferbetrieb? Viele denken, dass sich die Arbeit dort im Wesentlichen auf die zukünftige Beschulbarkeit der Kinder ausrichtet. Aber: In den Kindergärten wird durch die Qualität der Beziehungen, die Impulse für entdeckende Lernprozesse und die Achtung des Rechts auf Selbst- und Mitbestimmung der Kinder deren nachhaltige Entwicklung und Stärkung gefördert – für eine Zeit auch jenseits der Schullaufbahn. Trotzdem müssen wir uns immer wieder erklären und beweisen, dass wir die Kinder sehr wohl auf die Schule vorbereiten, auch wenn die klassische Vorschularbeit in den meisten Häusern heutzutage überholt ist. Wenn eine Kindertagesstätte den Kindern dann auch noch sehr viel Entscheidungsfreiheit und Mitbestimmung gewährt, nährt dies Zweifel.

Es gibt zwei typische Fragen, die in diesem Zusammenhang immer wieder auftauchen:

- 1 „Die Kinder haben hier so viele Freiheiten und können so viel mitentscheiden – wie ist es denn dann für sie, wenn sie in die Schule kommen? Müsstet ihr sie nicht eher darauf vorbereiten, wie es dort zugeht?“
- 2 „Was sagen denn die Lehrer der aufnehmenden Schulen zu eurem Konzept? Kommen sie mit den Kindern und die Kinder mit ihnen zurecht?“

Eigentlich kann man die erste Frage leicht beantworten: Warum sollen wir die Kinder schon in ihrer Kindergartenzeit einschränken und dominieren, nur, weil sie in der Schule später auch kaum Entscheidungsspielraum haben werden? Die wunderbare Zeit in der Kita kann ihnen niemand mehr nehmen und sie werden gerade durch dialogbasierte partizipatorische Konzepte im Hinblick auf die Herausforderungen in der Schulzeit sehr gestärkt.

Ich gebe zu, dass ich eben diese Antwort jahrelang verwendet habe.

Selbstbewusst und überzeugt habe ich sie allen Zweiflern und Nachfragenden gegeben. Und sie stimmt ja auch! Ich habe es immer vermieden, in eine Rechtfertigungsposition zu geraten – nach dem Motto: Ja, aber bei uns lernen sie auch ganz viel!

Aber warum reicht die Antwort vielleicht nicht mehr? Ich denke, das steckt in den Überlegungen zu Frage 2: Die Kinder, die unsere Kita in Aschhausen besuchen, leben in einem ländlichen Landkreis, am Rande eines Kurorts, in weitgehend stabilen sozialen Verhältnissen. Wir entlassen die Kinder in zwei bis drei Grundschulen des Ortes. Der Übergang in die Grundschule gelingt den Kindern weitgehend reibungslos. Es gab schon früher kaum Klagen von Kindern, Lehrenden oder Eltern über Anpassungsschwierigkeiten. Die Kinder fanden es nur zum Beispiel blöd, dass sie erst in der dritten Klasse Klassensprecher wählen durften – während in ihrer Kita bereits Dreijährige im Kinderrat als Delegierte ihrer Gruppe aktiv sein konnten.

Klagen gibt es auch heute nicht, aber wir nehmen hier und da eine gewisse Gereiztheit der Lehrenden in Bezug auf unser Konzept wahr. Die Zeiten haben sich geändert: Die Zusammensetzung der Klassen ist herausfordernder geworden; es gibt mehr Sprachbarrieren und Inklusion findet oft unter unzureichenden Rahmenbedingungen statt. Hinzu kommt, dass das Einschulungsalter gesenkt wurde und die stetigen Veränderungen in der Schulpolitik seit Jahren zu einer Überlastung in den Schulen führen. Da braucht es im Unterricht Kinder, die kooperieren und ganz im Sinne des Systems funktionieren.

Mitläufer ohne eigene Meinung? Nein, danke!

Kinder wollen kooperieren – sie kommen in die Grundschule mit einem hohen Maß an Motivation und freuen sich auf diesen neuen Abschnitt ihres Lebens. Kinder sind kompetent und anpassungsfähig,

das haben sie gerade in der Corona-Krise eindrucksvoll bewiesen. In der Kita, die ich leite, haben Kinder aber auch das Wort. Wir sind im Dialog mit ihnen, sie können ihre Meinung nicht nur äußern, sondern sich damit auch wirksam und mit Folgen einbringen. Wir Erwachsenen lassen uns von ihnen beeinflussen und von ihren Ideen anstecken. Die Kinder machen Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Ernstgenommenwerden. Natürlich bleibt das nicht ohne Folgen.

Eine Lehrerin beschwerte sich einmal, dass unsere Kinder ständig alles hinterfragen würden – bei Mitteilungen an die Klasse gab es schon Kinderstimmen, die nachfragten: „Wer hat das denn entschieden?“ Ich muss dann innerlich grinsen und denke „Yes!“ – ist es nicht toll, wenn Menschen Gegebenheiten hinterfragen und an Entscheidungen beteiligt werden möchten? Wir wünschen uns doch mündige Bürger, die unsere Demokratie lebendig mitgestalten – keine Mitläufer ohne eigene Meinung. Das geht aber nicht ab achtzehn Jahren auf Knopfdruck, da muss man von klein auf reinwachsen. Doch ist das in der Schule auch so vorgesehen? Ich bin mir nicht mehr so sicher, dass ich die zweite Frage, ob die Lehrkräfte mit den Kindern und die Kinder mit den Lehrkräften gut zurechtkommen, direkt mit Ja beantworten kann.

Viele Grundschulen haben konkrete Vorstellungen davon, wie ihre Schüler bei Schuleintritt sein sollen. Eine der Grundschulen, die unsere Kinder nach dem Kindergarten aufnimmt, hat vor Jahren eine dreiseitige Checkliste für die Eltern entwickelt. Die Überschrift: Was sollte ein Kind zum Schulanfang können? Die Schule formuliert hier in 114 Spiegelstrichen zu dreizehn Kriterien sehr präzise ihre Erwartungen an die Kinder. Die Liste beschreibt im Grunde ein vermeintlich perfektes Kind, das in seinen ersten sechs Lebensjahren alle Umgangsformen, Persönlichkeitsmerkmale sowie Fähigkeiten

erworben hat, die nötig sind, damit es und seine Mitlernenden gemäß Curriculum ungestört Lesen, Schreiben und Rechnen lernen können. Ein legitimer Wunsch aus Sicht der Lehrkräfte. Solche Listen findet man auch im Internet und in sehr vielen Elternratgebern zu Schulfähigkeit.

Was bedeutet so eine Checkliste für unseren Berufsstand? Sollen wir uns aufgefordert sehen, abzugleichen, ob wir alles in den drei, vier Jahren Kita-Zeit beim Kind erledigt haben? Das werden wir nicht tun. So eine Liste macht die Kinder – und ihre Eltern – schon vor der Einschulung zu defizitären Objekten. Es geht um den alten Streit, ob die Kita der Schule zuarbeiten soll, indem sie schulfähige Kinder liefert, oder ob die Kita einen eigenen Bildungsauftrag hat, der sich am Sozialraum und an der Individualität eines jeden einzelnen Kindes orientiert. Aber, Kitas sind keine Automaten, die,

wenn man oben einen Rohling einfüllt, ein paar Knöpfe drückt und hier und da zieht, am Ende ein Kind mit Schulfähigkeit herstellen. Es scheint, als sei die Schulfähigkeit ein Aggregatzustand des Kindes. Im niedersächsischen Orientierungsplan für Kitas steht hingegen, dass es „das übergreifende Ziel frühkindlicher Bildung, Erziehung und Betreuung sein muss, die Entwicklung des Kindes zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit zu ermöglichen“. In dieser Formulierung wird das Kind zum selbstbestimmten Subjekt, das sich entwickelt – es verkommt nicht zu einem bloßen Objekt, das von außen schulsystemtauglich gemacht wird.

Das Recht auf Partizipation hat jeder – auch Kinder!

Ich denke auch, dass zwischen einem dialogbasierten und kindzentrierten Arbeiten in Kindergärten und

den Erwartungen der Grundschulen nicht wirklich ein Widerspruch liegt. Ich bin davon überzeugt, dass ein partizipatorisches Konzept die Kinder optimal auf die Schule vorbereitet, auch wenn dies gar nicht die vordergründige Intention ist. Mehr noch – die erworbenen Fähigkeiten und die wertvollen Erfahrungen gehen weit über das Absolvieren von vorschulischen Übungen hinaus.

Tatsächlich bekommen wir von der Schule rückgemeldet, dass unsere Kinder in der Schule sehr schnell die Arbeitsformen umsetzen können, die ein selbstständiges Arbeiten und ein hohes Maß an Selbstorganisation erfordern. Das passt zu dem, was Besucher und Hospitierende allesamt wahrnehmen: Unsere Kinder seien so offen und kommunikativ, bewegen sich auffällig selbstbewusst und selbstständig im Haus und gehen mit großer Selbstverständlichkeit ihren Tätigkeiten nach.



Achtung, jetzt kommen wir! Mit einer großen Portion Selbstbewusstsein starten diese Kinder ihre Schullaufbahn. Sie wissen, was sie wollen, und hinterfragen auch mal die Ansagen der Lehrenden. Genau so, wie sie es von Anfang an in ihrer Kita gelernt haben.

Diesem Zustand ging ein jahrelanger Prozess im Team voraus, in dem die Fachkräfte ihre Rolle anders definiert und persönliche Grenzen justiert haben. Nicht selten ging es dabei auch um Aspekte von Macht. Denn da, wo Kinder sehr frei sind, wo sie das Wort haben und aktiv ihren Lebensraum mitgestalten können, müssen Erwachsene Macht abgeben. Geht das im Kindergarten leichter als in der Schule? So oder so: Partizipation geht nur mit dem Willen der Erwachsenen. Denn diese definieren über ihre Haltung zum Kind auch ihre Rolle in der Interaktion.

Schauen wir uns das folgende Beispiel an: In einem Gruppenraum hing das Bild eines Mädchens, das selbstbewusst in die Kamera strahlte. Darunter stand sein Zitat: „Wir sind hier die Chefs!“ Der Hintergrund zu dem Foto war ein besonderer: An einem Kita-Tag hatten die Kinder „Verkehrtherum-Tag“ in ihrer Gruppe gespielt. Sie nahmen die Rolle der Erzieherinnen ein und diese waren die Kinder. Im Rahmen dieses spannenden Tages war dieses Zitat entstanden. Eine Lehrerin, die das Bild bei einer Veranstaltung sah, regte sich sehr darüber auf: Das sei mal wieder typisch: Die Kinder glaubten, sie seien die Chefs und die Lehrenden könnten das dann später in der Schule ausbaden.

Natürlich sind die Kinder in einem offenen Konzept, in dem Dialog und Partizipation eine zentrale Rolle spielen, nicht die Chefs, und das Leben in der Gemeinschaft unterliegt auch bei uns notwendigen Grenzen und Regeln. Bei uns haben die Kinder die Freiheit in der Wahl der Spielpartner, des Spielortes und des Spielgegenstands bei freier Zeiteinteilung – abgesehen von einem Stuhlkreis und dem Mittagessen. Das heißt aber nicht, dass alle ausflippen und über Tische und Bänke gehen. Ganz im Gegenteil.

Die Kinder sind herausgefordert ...

- › ihren Tag zeitlich zu gestalten
- › eigene Ideen und Anliegen zu verfolgen

- › ihr Spielen und Lernen räumlich und materiell zu organisieren
- › offen auf andere Menschen zuzugehen und mit ihnen zu kommunizieren, sich zu einigen oder sich durchzusetzen
- › sich im Haus zurechtzufinden und sich zu trauen, allein loszuziehen
- › selbst ans Frühstück zu denken und dies einzunehmen
- › Langeweile oder „Ich weiß nicht, was ich machen soll“ auszuhalten
- › die eigenen Bedürfnisse, zum Beispiel nach Bewegung oder Ruhe, wahrzunehmen und danach zu handeln
- › die Erwachsenen als Beziehungspartner zu erkennen und in ihr Tun bei Bedarf einzubeziehen

Kind oder Fachkraft: Wer ist der Chef in der Kita? – Niemand!

Diese und die damit einhergehenden Anforderungen kann man auf alle zukünftigen Bereiche des Lebens, inklusive der Schule, übertragen. Abgesehen von den Freiheiten in der Tagesgestaltung versuchen wir, die Kinder möglichst in alle Entscheidungen, die den Lebensraum Kita betreffen, einzubeziehen. Dies geschieht in Gesprächen, Abfragen, Abstimmungen, in Gremienarbeit, beim Einkauf, in der Raumgestaltung und durch Reflexionen. Partizipation zu leben heißt nicht, dass die Kinder die Chefs sind. Partizipation, so formuliert es der Freinet-Pädagoge und TPS-Autor Lothar Klein, „drückt sich vor allem in einer gleichwürdigen und dialogischen Beziehung aus“.

Wenn Kinder das Wort haben und sie spüren, dass ihre Anliegen und das, was sie ausdrücken, ernst genommen werden, stärkt dies ihr Selbstvertrauen und lässt sie mutig werden, sich zu beteiligen. Sie werden später nicht ohnmächtig sein, wenn Personen oder Wortführer sie dominieren wollen, sondern für ihre Überzeugungen eintreten. Zugegeben – in den ersten achtzehn Jahren ist das mitunter anstrengend für Eltern, Erzieher und Lehrer, aber für

das spätere Leben der Kinder ist es von großer Bedeutung.

Kinder haben ein Recht auf Partizipation. Sie dürfen ihren Willen äußern, sich einmischen und ihre eigenen Lernwege und Deutungen verfolgen. Sie lernen für Lerngruppen, Wohngemeinschaften, Teams und Partnerschaften, wenn bereits in der Kita das Leben in der Gemeinschaft selbst gestaltet und Regeln miteinander ausgehandelt werden. Ja, Partizipation bringt es mit sich, dass langwierige Sitzungen moderiert sein wollen und unter Einhaltung von Gesprächsregeln und durch Anwendung von Abstimmungs- oder Konsensverfahren Entscheidungen getroffen werden. Aber so manche Lehrkraft würde staunen, wenn sie erlebte, mit welchem Durchhaltevermögen Kinder langen Sitzungen in Gremien bis zum Schluss beiwohnen. Ganz nebenbei fördern diese Instrumente der Partizipation durch die häufigen Dialoge im Miteinander die Sprache, das Sprechen und den freien Ausdruck – praktisch alltagsintegriert. Partizipation gibt Anlass, zu malen, zu schreiben und zu rechnen, lange vor der Einschulung: Kinder tragen sich in Listen ein, malen Symbole, addieren Abstimmungsergebnisse und schreiben mit Zeichnungen Gesprächsprotokolle. Das fördert ihre kognitiven Leistungen und ermöglicht auch pränumerische Erfahrungen.

Beschreibt man die Nachhaltigkeit dialogbasierter Pädagogik, fängt man leicht an, sich zu rechtfertigen. Es war mir ein Anliegen, zu verdeutlichen, dass, auch wenn wir nicht Schulfähigkeit herstellen wollen, gerade die Arbeit in partizipatorischen, offenen Kitas eine gute Vorbereitung auf Schule und Leben ist. Kinder sind, wie Célestin Freinet sagt, Individuen mit „Hunger nach Leben und Aktivität“. Sie handeln zielgerichtet mit eigenem „Willen zum Sinn“ – so der Neurologe Viktor Frankl. Ihr Tun ergibt für sie Sinn, hilft ihnen, zu lernen und ihren eigenen Weg zu gehen. Darauf sollten wir vertrauen. ◀